

„Da wurden ihre Augen geöffnet“ (Lukas 24,31a)



Von Gott angesehen. Einander sehen in Kirche und Gesellschaft

Bischofsbericht 2018 von Landesbischof Dr. h. c. Frank Otfried July vor der
15. Württembergischen Evangelischen Landessynode am 8. März 2018



EVANGELISCHE LANDESKIRCHE
IN WÜRTTEMBERG

„Da wurden ihre Augen geöffnet“
(Lukas 24,31a)



Von Gott angesehen. Einander sehen in Kirche und Gesellschaft

Bericht von Landesbischof Dr. h. c. Frank Otfried July vor der
15. Württembergischen Evangelischen Landessynode am 8. März 2018

Einführung: Einander sehen

Vor wenigen Wochen haben wir mit vielen Gästen das 175-jährige Jubiläum des Gustav-Adolf-Werkes gefeiert. Prälatin Gabriele Wulz, Vorsitzende des GAW Württemberg und seit zwei Jahren Präsidentin des GAW Deutschland, konnte viele Gäste aus nah und fern begrüßen. Auch mir war es eine große Freude, bei Gottesdienst und Empfang den anderen, die anderen sehen zu können: Erfahrungen zu teilen, Fremdes zu hören, neue Sichtweisen geschenkt zu bekommen. „Kirche, wie sie leibt und lebt“, könnte man unter Anspielung auf biblische Bilder sagen. Dass sie Leib Christi ist: das glauben wir von der einen Kirche.

Es ist ermutigend, stärkend und schön, wenn das biblische Bild vom Leib Christi so konkret und sichtbar wird wie beim GAW-Jubiläum Anfang Februar, wie bei der landeskirchlichen Konvokation 2016 oder anderen Partnerschaftsbegegnungen. „Einander sehen“: zum Beispiel die evangelischen Christinnen und Christen in Syrien. Inmitten der Zerstörung, des Krieges, des Terrors geben sie das Evangelium weiter, erteilen Schulunterricht und wenden sich diakonisch dem Nächsten zu.

Einander sehen: Das gilt auch in der Ökumene. Wir sehen jene vielfältigen Formen liturgischer Gestaltung, theologischer Rede und Kultur, an denen uns vieles fremd erscheint. Manches reizt zum Widerspruch, anderes ist bemerkenswert. Und vergessen wir nicht: Wir sind ja diesen anderen auch fremd.

Einander sehen nicht nur vor Ort, sondern in der Welt: Die globalisierte Sichtweise, zugänglich durch die Vielfältigkeit der sozialen Netzwerke und der großen Menge der nun bereitgestellten Informationen, kann freilich auch stark verunsichern. Fest geglaubte und verstandene theologische Einsichten geraten in diesen Wahrnehmungen und Begegnungen neu in den Blick und müssen überprüft werden. Was heißt das Andere? Was bedeutet das für mich, für uns?

„Einander sehen“ – das gilt auch für die diakonische Dimension der Kirche, wie im täglichen, wöchentlichen Gemeindeleben, ja im Jahresfestkreis und Jahresverlauf der Kirche. Wir tun viel, um einander noch besser zu sehen, und sind auf dem Weg zur inklusiven Kirche, zur milieusensiblen Kirche, schaffen neue Formen und Erprobungsräume für Gemeindegarbeit. In allem geht es darum, den anderen zu sehen, einander zu sehen. Gott hat seinen Blick auf uns geworfen, ja uns als Ebenbild geschaffen. Eine „Gesichtskultur des Heiligen“ steckt in diesem Sehen des anderen.

Die Auseinandersetzungen in unserer Landeskirche zur Frage einer angemessenen Begleitung gleichgeschlechtlicher Paare – besonders nach der Entscheidung der Landessynode – haben mich sehr beschäftigt und beschäftigen mich immer noch. Und nicht nur mich, sondern viele aus der Synode, aus Kirche und Gesellschaft. Da ist trotz vieler Worte viel Sprachlosigkeit im Raum, da sind Vertrauensrisse, ja, da ist auch verweigerter Blick-Kontakt. Sehen wir den anderen, die

andere wirklich noch – oder haben wir alte Konfrontativ-Schablonen in die Hand genommen und halten sie einander vor, verknüpft mit dem ganzen Vorrat eingeübter kirchenpolitischer Fertigmodule und Statements?

Natürlich braucht es in einer Landeskirche, die in volkskirchlichen Strukturen aufgebaut ist, Formen des Zusammenschlusses von Menschen, die bestimmte Akzentsetzungen und Fragestellungen des Evangeliums besonders betonen und vertreten. Diese verschiedenen Gruppen geben der Vielgestaltigkeit des Resonanzraumes des Evangeliums Ausdruck und Klang. Welcher Ideenreichtum, wie viele Anregungen, wie viele wertvolle Vorschläge und Impulse! Auch wenn hier und heute nicht der Zeitpunkt eines Rückblicks auf die Synodalarbeit ist, so bleibt festzustellen, wie viele dieser Vorschläge in Gesetzesvorlagen übersetzt und verabschiedet worden sind. Vielen Dank für diese Arbeit in den Gesprächskreisen und kirchlichen Vereinigungen! Danke für Ihre Zeit und Kraft! Das will ich gerade in diesen Wochen ausdrücklich anmerken und würdigen.

Die Gefährdungen stehen uns aber ebenso vor Augen: Sehen wir den anderen, die anderen wirklich noch in der Geschwisterschaft des Weges oder fressen sich in uns Feindbilder und Enttäuschungen fest? Leicht geschieht es dann, dass in den Diskussionen verlorenes Vertrauen und Enttäuschungen den Blick auf das sachliche Anliegen verdunkeln. Eine verfestigte Haltung des „Wir und die anderen“ verstellt uns den Blick und wir sehen dann nicht mehr genau hin.

Missverstehen Sie mich bitte nicht: In unserer Landeskirche soll über wichtige Fragen diskutiert, ja auch um der Sache und um der Menschen und Gottes willen auch gestritten werden. Ich halte es für gut, Meinungsverschiedenheiten auszutragen.

Die Herausforderung dabei: Den anderen zu sehen in seiner Andersheit heißt, sich nicht mit einer auf das eigene Milieu und die eigene Klientel verengten Sichtweise zufriedenzugeben. Kein einzelner Mensch und keine Gruppe verfügt über die Fülle der Erkenntnis. Uns allen fehlt etwas, und darum tut der und die andere gut mit der je eigenen Perspektive. Gerade in der Kirche leben wir nicht als Monaden nebeneinander her. Wir dürfen und müssen uns einander zumuten als Schwestern und Brüder, um einander auszuhalten, ja, voneinander zu lernen. In manchen der emotionalen Beiträge, Zuschriften und Veröffentlichungen war von einer gegenseitigen Annahme oder einer Lernbereitschaft jedoch nicht mehr viel zu spüren.

Den anderen zu sehen in seiner Andersheit heißt, sich nicht mit einer auf das eigene Milieu und die eigene Klientel verengten Sichtweise zufrieden zu geben.

Auch wenn wir wissen, dass in unserer Kirche um Mehrheiten für Entscheidungen und Vorhaben geworben werden muss, so haben wir uns von dieser Notwendigkeit nicht gefangen nehmen zu lassen. Manchmal wird es uns guttun, wieder innezuhalten und vor allem betende und hörende Kirche zu sein. Eine

solche Kirche gewinnt geistliche Überzeugungskraft und auch Mut zur Veränderung, wo diese nötig und geboten ist.

1. Gesehen werden und sehen (lernen): theologische Vergewisserung

Wir haben uns im vergangenen Jahr des Reformationsgedenkens gemeinsam dessen erinnert und vergewissern lassen, woher wir kommen und wovon wir alle, jeder und jede Einzelne hier, leben. Die wichtigste Grundeinsicht Luthers war die folgende: dass wir nicht aus uns selbst leben. Gottes Gnade steht am Anfang und am Ende!

Dieser Satz ist bis heute provokativ. Er stellt manche Lebenskonzepte infrage. Wie selbstverständlich gehen wir heute davon aus, dass wir unser Ich wie eine Marke selbst kreieren müssen. Das ist auch in kirchlichen Kreisen oft nicht anders. Wir wollen uns profilieren als Individuum vor unseren Gruppen, in Social Media, der Presse oder anderen Kontexten. Doch die Akzeptanz, die wir damit erreichen, bezieht sich auf das, was wir präsentieren. Bei Gleichgesinnten erreichen wir damit eine gewisse Zugehörigkeit. Jedoch beschränkt sie sich auf eine bestimmte „Blase“ von Ähnlichdenkenden. Und sie steht auf dem Spiel, sobald wir uns als Person weiterentwickeln, wenn wir neue Gedanken zulassen, neue Erfahrungen machen, die ins alte Schema nicht mehr passen. Eine solche vorbehaltliche Akzeptanz kann uns nicht tragen. Im Ernstfall droht uns Isolation. Ganze, authentische, in Beziehung eingebundene Person sind wir nur, wenn und wo wir so gut wie möglich als Ganze angesehen und wahrgenommen werden – als die, die wir wirklich sind und die wir noch werden, in unserem Anders- und wirklich Individuell-Sein, mit Gewissheiten und Ungewissheiten, mit Glaubensüberzeugungen und Zweifeln.

Kirche ist mehr als eine Filterblase Gleichdenkender. Kirche als Beziehungsraum der Gnade, die die Liebe des dreieinigen Gottes spiegelt, ist als personale Gemeinschaft gemeint. In der Kirche Jesu Christi wird Personsein überhaupt ermöglicht und gestärkt. Und darum ist es so wichtig, dass wir diese Gemeinschaft und die personalen Beziehungen zueinander nicht aufs Spiel setzen, wenn Differenzen zwischen uns sichtbar werden. Wir dürfen ernst nehmen und darauf bauen, dass unsere Verbindung zueinander tiefer gründet. Evangelium wird in einer Gemeinschaft dann gelebt, wo die Geschwisterschaft ihrer Glieder nicht von der theologischen Gleichfarbigkeit (oder gar Einfarbigkeit) abhängig ist.

Kirche ist mehr als eine Filterblase Gleichdenkender.

Ich will uns als Kirche dieses Fundament uns so geschenkter theologischer und anthropologischer Einsichten vor Augen halten. Wir leben nicht aus uns selbst, sondern aus der Beziehung, ja, wir leben „im Akkusativ“ (E. Levinas): Gott hat uns ersehnt, geschaffen, angesehen. Die Beziehung zu Gott, der Blickkontakt

mit dem Schöpfer, ist unser Lebensraum, in dem wir als volle Person angesehen und bejaht sind. Wir sind hineingeschaffen in einen (visuellen) „Resonanzraum“ der Beziehung, um einen Begriff des Soziologen Hartmut Rosa zu verwenden.¹ Resonanz ist die Interaktion von Angesehensein und Zurückschauen, Angesprochensein und Antworten.

Diese Interaktion ist wechselseitig zu denken, und in doppelter Richtung – auf Gott hin und auf den Mitmenschen hin. Zum einen sucht Gottes Blick in uns sein Du („[Mensch,] wo bist Du?“; Gen 3,9), sucht uns als antwortende und verantwortliche Person. Gott nimmt Blickkontakt auf, spricht uns an. Das Gebet lenkt unseren Blick auf Gott hin. Hierbei klingt etwas in uns davon an, was Gottes Wille und Vision für unser Miteinander und für diese Welt ist.

Beten bedeutet das Eintreten in den Resonanz- und Beziehungsraum Gottes. Gebet ist darum Beziehungspraxis. Hier werden unsere Augen aufgetan: so, wie es den Jüngern auf dem Weg nach Emmaus geschah. Sie hatten Christus neben sich, direkt bei sich, aber „ihre Augen waren gehalten“. Sie hatten sich aus bitterer Enttäuschung von der Gemeinde getrennt. Doch der österliche Christus wich nicht von ihrer Seite. In der Gemeinschaft mit ihm selbst geschah es dann: „Da wurden ihre Augen geöffnet“ (Lk 24,31a). Sie erkannten zuerst Christus als den, der ihnen das Mahl gereicht hatte, der sie stets im Blick behalten hatte. Und sie erkannten, dass der Weg Christi sie zurückführen muss in die Gemeinschaft mit den zurückgelassenen Geschwistern. „Da wurden ihre Augen geöffnet“ – das war ein Geschenk, wie es nur aus der Gemeinschaft mit dem Auferstandenen erwächst.

Der Auferstandene, der die Einheit seiner Kirche und die Liebe der Geschwister untereinander will, lenkt unseren Blick auf unsere Geschwister. Und dieser Blick aufeinander soll den liebevollen und annehmenden Blick Christi spiegeln: Wir sind und bleiben füreinander Geschwister in Christus, was immer uns sonst trennen mag.

Wir sind und bleiben füreinander
Geschwister in Christus, was
immer uns sonst trennen mag.

2. Blickkontakt halten in der digitalen Welt: Analysen und Strategien

Über die Emmausjünger, die dem auferstandenen Christus begegnen, heißt es zunächst: „Aber ihre Augen wurden gehalten“ (Lk 24,24). Was also können wir tun, damit unsere Augen nicht gehalten sind, sondern sich öffnen für Gott und diese Welt?

In den Gesprächen der letzten Wochen ist mir wieder neu deutlich geworden, welche wichtigen Themen uns in unserer Landeskirche bewegen, wo wir an

¹ Vgl. Hartmut Rosa, Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung, Berlin 4. Aufl. 2016.

gesellschaftlichen Entwicklungen in der Kirche Anteil haben, die die ganze Gesellschaft längst nachhaltig herausfordern. Ich erinnere zunächst an die Leitlinien der Strategischen Planung unserer Landeskirche, die der Oberkirchenrat auf der letzten Herbsttagung der Landessynode vorgestellt hat² und die auf Megatrends der Gesellschaft Bezug nehmen.

Als Megatrends gelten gegenwärtig unter anderem Pluralisierung und Individualisierung. Diese Entwicklungen haben bereits in den vergangenen Jahren zu zahlreichen Anträgen aus der Synode geführt und sind nun auch direkt in die Strategische Planung eingeflossen. Ich denke hier an Formen milieusensibler Arbeit, aber auch an die Schaffung nachhaltig wirksamer Strukturen kirchlicher Arbeit in den Kirchengemeinden und Einrichtungen der Landeskirche.

Im Horizont der zunehmenden Individualisierung und Pluralisierung auch innerhalb der Kirche stellt sich die Frage nach der Einheit in verstärkter Weise. Was verbindet uns in der Kirche Jesu Christi überhaupt noch, wenn wir uns im Alltag kaum mehr begegnen? Was tun wir, um Gemeinschaft in der Kirche zu erhalten oder neu zu schaffen?

Was verbindet uns
in der Kirche Jesu Christi
überhaupt noch, wenn wir uns im
Alltag kaum mehr begegnen?

Christinnen und Christen finden sich nun in einer Gesellschaft wieder, die von zwei sehr gegenläufigen Entwicklungen geprägt wird: Da ist die Notwendigkeit der Effizienz in allen Lebensbereichen, also auch in der Kirche. Das heißt: Vereinfachung, Verschlankung, Standardisierung. Eine zweite, gegenläufige Entwicklung sind die beschriebenen Trends zur Pluralisierung und Individualisierung. Das heißt: Jeder Mensch will als Original mit seinen ganz persönlichen Bedürfnissen und Wünschen wahrgenommen werden. Die Visitationen der Landeskirche belegen da auch in unseren Kirchengemeinden eine Tendenz von Gruppen und Kreisen, sich zunehmend so stark zu individualisieren, dass eine gemeinsame Sprache mit anderen oft nur noch schwer möglich ist. Manchmal sind es gerade diejenigen, die besonders Pluralisierung und Individualisierung angreifen, um sich im Schatten dieser Entwicklung ihr Eigenrecht zu sichern.

In diesem Zusammenhang ist die Digitalisierung besonders zu betrachten. Sie wird seit längerem in unserer Landeskirche als Chance begriffen, dem Verkündigungsauftrag der Kirche und dem Leben in Gemeinschaft neue Möglichkeiten zu eröffnen. Es war für mich eindrucksvoll, beim Forum Digitalisierung hier im Hospitalhof im Januar 2018 zu erleben, wie viele innovative Projekte bereits in der Umsetzung begriffen sind. Es wurde deutlich: Im Prozess der Digitalisierung sind wir bereits mittendrin.

² http://www.elk-wue.de/fileadmin/Downloads/Wir/Synode/2017/03_Herbsttagung/Berichte_und_Reden/TOP_3_-_Strategische_Planung_-_Stefan_Werner_LB_July.pdf

Strategische Planung der Landeskirche ist ein notwendiger Prozess, weil er Sorge trägt, dass die vorhandenen Finanzmittel für die Aufgaben der Kirche wirkungsvoll eingesetzt werden. Es sollen Strukturen erhalten oder neu geschaffen werden, die dazu dienen, das Evangelium zu verkündigen und Orte der Gemeinschaft zu stärken. Das ist die Grundvoraussetzung dafür, dass Menschen Erfahrungen machen können mit einem Gott, der sie sieht, und Menschen, die sie als Nächste sehen lernen. Strategische Planung ist eine geistliche Aufgabe (vgl. 1Kor 12,28, „die Gabe zu leiten“).

Jede strategische Planung einer tragfähigen, zukunftsfähigen Personal-, Immobilien- oder Finanzstruktur wird auch die Prinzipien der Effizienz, der Vergleichbarkeit und einer transparenten Entscheidungsfindung in besonderer Weise beachten. Dies sorgt für Gerechtigkeit innerhalb der Kirche. Digitalisierung dient in diesem Zusammenhang auf allen Ebenen der kirchlichen Verwaltungsarbeit dazu, vorhandene Ressourcen effizienter zu nutzen. Es geht weiter darum, wie die dann eingesparten Mittel dem Kernauftrag der Kirche zugutekommen.³ Digitalisierung nötigt uns zu klären, wofür die Kirche eigentlich steht. Was heißt es, heute und zukünftig das Evangelium zu verkündigen? Deshalb ringen wir in unseren Diskussionen um nichts weniger als um kirchliche Grundüberzeugungen und unterziehen uns nicht umsonst mühsamen Aushandlungsprozessen.

Machen wir uns also bewusst, dass Digitalisierung nicht nur Auswirkungen auf Verwaltungsabläufe in der Kirche hat oder Formen der Kommunikation in der Kirche verändert, sondern zukünftig das Bild von Kirche selbst prägt. Wie können Netzwerkstrukturen der Kirche aussehen? Wie werden sich Meinungsbildungs- und Entscheidungsprozesse darin abbilden? Ich habe in früheren Bischofsberichten darüber mehrfach gesprochen: Kirche ist „nah bei den Menschen“. Digitalisierung soll diese Nähe und Offenheit neu ermöglichen und nicht verhindern.

„Digitalisierung hat nicht nur Auswirkungen auf Verwaltungsabläufe oder verändert Formen der Kommunikation in der Kirche, sondern prägt zukünftig das Bild von Kirche selbst.“

Ob dabei die Digitalisierung als umfassende Entwicklung vorhandene Probleme lösen hilft oder am Ende gar verstärkt, ist noch lange nicht ausgemacht. Gerade in der Kommunikation einer individualisierten, pluralen Gesellschaft stehen wir auch innerhalb unserer kirchlichen Kommunikationskultur an einem Scheidepunkt.

Gegenwärtig mehren sich die Beobachtungen, dass der Mensch in einer durch und durch formalisierten, effizienten Welt mittels Digitalisierung jenen Instrumenten vertraut, die ihm den Status des Besonderen erhalten.

³ Vgl. Thomas Suermann de Nocker/Christian Dreser, Wege zur digitalen Kirche, in: KVI im Dialog 1/2018, 49.

Gerade in der Kultur der sozialen Netzwerke ist der Einzelne nicht einfach nur individuell (also ein Besonderer bezogen auf die Einheit des Ganzen), sondern er ist, so der Soziologe Andreas Reckwitz, singular. Er „kuratiert“ sein Leben; er vertraut seinen Netzwerken von Facebook-Freunden, ist Teil von neuen Subkulturen der Singularitäten, oft fernab einer großen Institution.⁴ Wenn dieser Befund auch nur ansatzweise zutrifft, so stehen wir auch in der Institution Kirche vor großen Herausforderungen.

Wo kann digitale Kommunikation neue Gemeinschaft auch in der Kirche ermöglichen, wo ist sie Chance für das Sehen und Gesehenwerden in der Kirche und über sie hinaus? Und wo verstellt sie den Blick auf analoge, unmittelbare Formen der Kommunikation?

Ein guter Indikator für die fortdauernde Bedeutung der hergebrachten analogen Formen der Begegnung und des Austausches sind für mich etwa die Voten von Bürgermeister*innen, Landrät*innen, Schulleitern und Vereinsvorständen bei den Gemeindeforen während der Gemeindevisitation. Sie würdigen weiterhin den großen Beitrag, den die Kirche vor Ort für den Zusammenhalt in Stadt und Dorf leistet. Ja, sie wünschen sich sogar, dass sich gerade dort, wo sich Kommunikation und Gemeinschaftsformen stark verändern, die Kirche intensiver als bislang beteiligt: also in der Jugendarbeit, in der wegbrechenden Infrastruktur im ländlichen Raum und bei der Integration von Geflüchteten. Diese Wünsche sind Grund zur Freude: Zeigt sich doch nach wie vor in unserem Land, wie stark das Vertrauen, die Erwartungen und die Hoffnungen der württembergischen Landeskirche, wie sie in Erscheinung tritt, gegenüber sind. Zeigen wir uns, wo möglich, in diesem öffentlichen Raum, gestalten wir ihn mit. Füllen wir das Wort „Quartierexistenz“ in unseren Kirchengemeinden und -bezirken mit Leben!

Mit der digitalen Roadmap der Landeskirche haben wir uns auf den Weg gemacht. Unter dem paulinischen Motto „Prüfet alles, aber das Gute behaltet“ (1Thess 5,21) will ich als Grundsatz festhalten: Digitalisierung muss den Menschen dienen! Das ist das leitende Prinzip, das ich noch weiter konkretisieren möchte.

Wege zur digitalen Kirche müssen also einer Prüfung unterzogen werden. Hier hat die Theologie eine wichtige Aufgabe.

Ganz selbstverständlich kann und soll Digitalisierung zunächst Verwaltungsabläufe verbessern und so zur erhöhten Wirksamkeit kirchlichen Handelns beitragen. Doch Digitalisierung wirft in ihrer Anwendung vielerorts ethische Fragen auf, z. B. was die Zukunft der Arbeit angeht. Wege zur digitalen Kirche müssen also einer Prüfung unterzogen werden. Hier hat die Theologie eine wichtige Aufgabe.

Im Anschluss an die bisherige Diskussion in unserer Landeskirche, in der Steuerungsgruppe Digitalisierung, in der Landessynode, aber auch im Austausch mit

⁴ Andreas Reckwitz, Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne, Berlin 2017.

der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Universität Tübingen schlage ich drei Prüfkriterien vor, um zu klären, wie die Digitalisierung unserem Verkündigungsauftrag entspricht und so den Menschen dient:

Prüfkriterium 1: Digitalisierung vollzieht sich im Horizont des biblischen Menschenbildes.

Der Mensch erhält seinen Wert in seiner Annahme durch Gott. In der Kirche und besonders auch in der Diakonie prüfen wir im Blick auf uns selbst und andere, ob Digitalisierung dem Menschen dient oder ihm schadet. Wir erinnern an die Würde des Schwachen, an den Wert der menschlichen Arbeit. So ist zu prüfen, wie wir mit dem Verlust von Arbeitsplätzen durch Digitalisierung in der Kirche umgehen.

Prüfkriterium 2: Digitalisierung schafft die Voraussetzungen für eine „Infrastruktur der gelebten Nähe des Evangeliums“.

Digitalisierung schließt niemanden innerhalb der Kirche von Gemeinschaft und Kommunikation aus, weder durch fehlende Infrastruktur im ländlichen Raum noch durch generationentypische Erfahrungen und Fähigkeiten. Digitalisierung stärkt vielfältige Formen christlicher Gemeinschaft und Gemeinden. Dabei folgt die Infrastruktur dem Verkündigungsauftrag, der alle Menschen im Blick hat. Im Sinn strategischer Planung der Landeskirche ist eine allen zugängliche digitale Infrastruktur ein wichtiger Baustein für tragfähige Strukturen der Landeskirche in der Zukunft.

Prüfkriterium 3: Digitalisierung stärkt Kommunikation des Evangeliums und Gemeinschaft der Gläubigen.

Sie eröffnet Gemeinschaft, schafft Voraussetzungen für gelebte Einheit in Verschiedenheit in der Kirche. Digitalisierung unterstützt nicht sich immer weiter absondernde Gemeinschaften der Singularitäten und konfliktfördernde, affektgeladene Kommunikationsformen, sondern begünstigt lebendigen Austausch über den Glauben, in dem sich die Prägungen und Haltungen, unsere Ideen und Visionen in ihrer ganzen Vielfalt bereichern und befruchten. Digitalisierung hilft Glauben zu kommunizieren und Gemeinschaft neu zu erfahren.

Andreas Reckwitz hat gezeigt, dass die umfassende Digitalisierung unserer Gesellschaft nicht nur zu einer neuen Form der Vereinzelung führt (Reckwitz nennt das den „Zwang“ der Menschen zur Singularität), sondern als Kehrseite davon auch neue Formen der Vergemeinschaftung ausprägt. Diese digitalen Neogemeinschaften (wie sie sich z.B. in Facebook-Gruppen, Foren, Netzwerken formieren) erzeugen ihre starke innere emotionale Bindung durch Abgrenzung nach außen und nutzen dafür jeweils eigene Kommunikationskanäle. Reckwitz sieht darin eine

zunehmende Gefahr, weil diese „Neogemeinschaften“⁵ in ihren eigenen „Filterblasen“ agieren und mit anderen „Wirklichkeiten“ nicht einmal mehr in Berührung kommen. Die Algorithmen der sozialen Netzwerke und Suchmaschinen befördern das noch automatisch. Wohl alle Gemeinschaften stehen im digitalen Zeitalter vor der Herausforderung, diesen Zusammenhalt so zu leben, dass die Kommunikation nicht ausschließend, sondern öffnend ist. Sprechen wir weiter eine Sprache des Evangeliums? Nisten wir uns ein in unsere „Filterblasen“ oder bringen wir uns in den Gesamtdiskurs der Kirche ein?

In der digitalisierten Gegenwart müssen vielfältige Formen gelingender Gemeinschaft für uns immer auf das Bekenntnis zur Einheit der Kirche bezogen sein. Diese Einheit geht jeder Kommunikation in der Kirche immer schon voraus.

Wie Sie wissen, liebe Synodale, habe ich gerade im Hinblick auf die kirchliche Debatte zur Segnung gleichgeschlechtlicher Paare mehrmals den überragenden Wert der Einheit betont – Einheit ist Wesensmerkmal der Kirche Jesu Christi.

Einheit ist Wesensmerkmal
der Kirche Jesu Christi.

Daher ist der Aufruf zur Einheit nicht ein bloßer moralischer Appell, sondern eine Erinnerung an nichts weniger als an die fundamentale Konstitutionsbedingung von Kirche selbst.

Anders als in vielen Konflikten innerhalb der weltweiten Ökumene (man denke z. B. an die Frauenordination) haben wir hier in Württemberg, soweit ich sehe, niemanden – von einigen Ausnahmen abgesehen –, der diese Einheit grundsätzlich infrage stellen will. Faktisch aber wird durch bestimmte Formen der Kommunikation die Einheit schwerer lebbar. Ich bin davon überzeugt, dass wir uns als Kirche gegenseitig bereichern, wenn wir unsere Auslegung von dem, was wir in der Bibel lesen, in einen Kreis anderer Christinnen und Christen einbringen und diese Vielfalt wie die Glieder eines Leibes als bereichernd, ja, als notwendig für diesen Leib ansehen.

3. Einander sehen: kirchenpolitische Konkretionen

3.1 Familien stärken

Den anderen sehen, einander sehen, das geschieht in unserer Kirche an ganz unterschiedlichen Orten und Gelegenheiten. Unser Auftrag als Christinnen und Christen ist universal und schließt keine Gruppe der Gesellschaft aus. Den anderen sehen, das heißt auch, ihn und sie in ihren konkreten Lebens-

⁵ Andreas Reckwitz, Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne, Berlin 2017, 261f.

vollzügen zu sehen: mit ihren Chancen auf Bildung und Teilhabe, mit ihren Chancen auf Wohlstand und Gesundheit. Viele Menschen, die wir sehen, begegnen uns aber als Ausgegrenzte, krank, verarmt, als Opfer von Gewalt und Terror.

In allen Aspekten unseres Handelns wenden wir uns diesen Menschen zu. Sie sind Teil der Kirche, nicht Objekt unserer Barmherzigkeit. Nun hat unsere Landeskirche beschlossen, im Zuge der Strategischen Planung neben anderen Schwerpunkten auch einen Schwerpunkt auf die Stärkung der Familien zu legen. Wir sind der Überzeugung, dass darin vieles gleichzeitig getan werden kann: religiöse Bildung, diakonisches Handeln und Stärkung stabiler sozialer Beziehungen. Und wir haben erkannt, dass vieles, was bisher in unserer Kirche isoliert voneinander geschah, zukünftig stärker vernetzt geschehen muss. Das gilt gerade im Bereich der Familien. Dank an die vielen Ehren- und Hauptamtlichen, die in der Familienarbeit tätig sind.

Als Kirche wollen wir auf den demografischen Wandel reagieren, der auch Familien besonders herausfordert. Wir wollen Familien Angebote machen, unsere Kirchengemeinden und Einrichtungen als Orte der Orientierung, Entlastung und darin des gelebten Glaubens zu erfahren. Solche Orte sind Kitas und Familienzentren, Beratungsstellen und Schulen. Wie gut, dass dies verlässliche Orte sind: umso schmerzlicher, wenn Menschen durch das Fehlverhalten Einzelner enttäuscht und verunsichert werden. Hier sind dauerhafte Maßnahmen für die Prävention unerlässlich.

Wir wollen Familien Angebote machen, unsere Kirchengemeinden und Einrichtungen als Orte der Orientierung, Entlastung und darin des gelebten Glaubens zu erfahren.

Digitale Angebote sind ebenso wichtig wie Vor-Ort-Aktivitäten in Jugendarbeit und Flüchtlingsbetreuung. Was daraus folgt: Diese unsere Einsichten zum Wert der Familie als soziales Integrationsmodell lassen sich im Blick auf Flüchtlingsfamilien nicht einfach ausschalten. Sicher sind bei der Frage des Familiennachzugs gewichtige politische und soziale Folgefragen zu bedenken. Doch lässt sich die Bedeutung der Familie an unseren Außengrenzen nicht einfach ausblenden. Das widerspricht fundamental unserem Wahrheits- und Wertebewusstsein! Es geht nicht um Familiennachzug, sondern um Familienzusammenführung. Wer könnte hier dagegen sein?

All unsere Untersuchungen zur Zukunft unserer Gottesdienste belegen, wie wichtig Familienkasualien sind – gerade dann, wenn an die Stelle der einen „Normalfamilie“ die Vielfalt von Familienformationen getreten ist. Hier, bei Taufe, Konfirmation, Trauung und Beerdigung erfahren Menschen unserer Gemeinden Gottesdienste, die unvermindert hohe Anziehungskraft und Bedeutung für ihr Leben besitzen. Damit dies erhalten bleibt, bedarf es einer Offenheit für diese neuen Lebensverhältnisse und einer annehmenden Grundhaltung unserer Gemeinden.

3.2 PfarrPlan

Einander sehen – ich will an dieser Stelle auch den PfarrPlan ansprechen, gerade weil bei manchen der Eindruck entstanden ist, wie es aus Zuschriften, Leserbriefen, Resolutionen und kleinen Demonstrationen hervorgeht, als ob hier „die anderen“, die Gemeinden, die Basis von der Kirchenleitung nicht gesehen würden.

Der PfarrPlan hat seinen Anfang ja darin, dass schon vor vielen Jahren gesehen wurde, dass nach Jahrzehnten das äußere Wachstum in der Kirche vielerorts zum Ende gekommen ist. Umso dringender ist es gerade, auf die inneren Wachstums- und Verständigungsprozesse zu achten, sie zu schützen, sie zu befördern.

Es ist die besondere Verantwortung unserer Generation, den notwendigen Umbau in der Kirche zu gestalten. Die Verteilungsgerechtigkeit ist dabei ein Kriterium.

Es ist die besondere Verantwortung unserer Generation, den notwendigen Umbau in der Kirche zu gestalten.

Bei jedem neuen Pfarrplan wurden gemachte Erfahrungen produktiv aufgenommen, wir haben neu geschaut und neu justiert.

Ich danke an dieser Stelle allen, die über die Jahre hinweg an dieser Baustelle arbeiten. In den Kirchengemeinden und Kirchenbezirken und dort besonders in den Ausschüssen ist

viel geleistet worden. Gerade in den letzten Tagen hatte ich die Möglichkeit, mit Ehrenamtlichen zu sprechen, die viel Kraft und Zeit und Nerven investiert haben, um Lösungen und Kompromisse zu finden. Das nötigt mir Respekt ab. Vielen Dank!

Danke allen, die im Oberkirchenrat die Voraussetzungen geschaffen haben, damit in den Kirchenbezirken gut begründete Entscheidungen getroffen werden können. Ich danke Ihnen als Synodale, die bei Sitzungen der Bezirkssynoden und andernorts für diesen Veränderungsprozess eintreten, erklären und werben. In diesen Dank schließe ich ausdrücklich auch die Prälatischen und Prälatischen, Dekaninnen und Dekane mit ein. Wer Einblick in diese Gesprächsprozesse, Begegnungen und auch Auseinandersetzungen hat, wird keine Freude an manchen Karikaturen haben, die in vereinzelt Leserbriefen gezeichnet werden.

Sicher bedeutet es nach wie vor eine Herausforderung an uns alle, Kommunikation zu üben, zuzuhören, miteinander zu überlegen, dann aber auch gemeinsam Entscheidungen zu tragen.

Es ist nötig, dass Sie, dass wir alle das von unserem Platz aus tun. Bei vielen Anlässen und aus vielen Bereichen nehme ich wahr, was dabei den Kirchenbezirken und Gemeinden – besonders den Verantwortlichen – zugemutet wird. Unterstreichen möchte ich: Der PfarrPlan war und ist eine große Aufgabe, die einer enormen Anstrengung bedarf, auch in den kommenden Jahren. Wir sollten das

nicht kleinreden. Wir nehmen Abschied von vertrauten Verhältnissen, und dieser Abschied tut zunächst einmal weh.

Es bewegt mich, wenn mir Bürgermeisterinnen und Bürgermeister mit Sorge schreiben und detailliert aufführen, was eine intakte Kirchengemeinde für ein Gemeinwesen bedeutet – und was für Folgen des PfarrPlans für die jeweilige Kommune befürchtet werden. Wie erwähnt, erwarten erfreulicherweise Verantwortungsträger in Kommunen und Staat von uns als Kirche, dass wir Gedeihliches zum Gemeinwesen und für das Zusammenleben beitragen. Es ist ein gutes Zeichen, wenn wir solchem Interesse und solchen Erwartungen begegnen. So bleibt der PfarrPlan – gerade in den ländlichen Räumen – eine Gratwanderung und ein Abwägen, wie auch zukünftig dieses Miteinander gelingen kann.

Es sind aber nicht nur die Gemeinden und Kirchenbezirke, die Veränderungen erfahren, die sich vernetzen und neu organisieren. Das gilt ebenso für die Institution Kirche als ganze, auch den Oberkirchenrat. Um in den immer schnelleren gesellschaftlichen Entwicklungen gestaltend und nicht nur reaktiv zu handeln, müssen wir Kirche unter den sich verändernden Umständen neu denken, agiler werden, vernetzter sein. Dazu helfen uns in manchen Bereichen auch Möglichkeiten, die uns die Digitalisierung bietet.

Was hilft uns dabei? Dass wir den andern sehen. Die Andere, die die gleiche Taufe hat und den Glauben teilt – auch im Nachbarort. Es ist natürlich, dass Dörfer und Gemeinden ihre eigene Geschichte und Prägung haben. Und man kann die vielleicht schon seit so vielen Generationen nicht leiden, dass man den Grund gar nicht mehr kennt. Ich sagte: Das ist natürlich unter uns Menschen. Geistlich ist es anders. Geistlich sehen wir einander als Menschen, die Gott geschaffen und in der Taufe zum Leib Christi gefügt hat.

Wir haben einander so viel zu geben. Auch darum möchte ich zu verstärkten Kooperationen ermutigen: Eben nicht allein aus einem „technischen“ Grund, um den Wegfall einer Pfarrstelle zu kompensieren, vielmehr durch eine Veränderung des Blickwinkels werden wir die nötige Entlastung des Pfarrdienstes erreichen. Eigenes loslassen, den anderen aufnehmen ist eine geistliche Haltung. „ZusammenWachsen“ heißt nicht umsonst das Programm des PfarrPlans 2024.

Wir haben einander so viel zu geben. Eigenes loslassen, den anderen aufnehmen ist eine geistliche Haltung.

Praktisch unterstützen dieses Zusammenwachsen die flankierenden Maßnahmen für den Pfarrdienst. Ich möchte an dieser Stelle das Projekt SPI – Projekt Integrierte Beratung für Struktur, Pfarrdienst und Immobilien – ansprechen. Hier ist in kurzer Zeit im Oberkirchenrat ein Angebot für die Gemeinden entstanden; es wurden gute Lösungen gesucht und gefunden. Herzlichen Dank für diese wertvolle „Querschnittsarbeit“! Den anderen sehen, die andere Gabe und die andere Aufgabe, und die Nachbargemeinde auch.

3.3 Europa / Ökumene / Mission

„Die anderen sehen“ – das gilt auch im Blick auf Europa. Erkennbar nehmen Abgrenzung und Nationalismus zu. Wir gedenken in diesem Jahr des Kriegsendes von 1918: des Endes eines furchtbaren Ersten Weltkrieges, der ja eben in dem Nationalismus des 19. Jahrhunderts wurzelte. Unsere Arbeit für Frieden ist deshalb mit unserem Engagement für Europa verbunden. Die evangelischen Kirchen, Jahrhunderte dem landesherrlichen Kirchenregiment zugeordnet, waren lange Zeit der nationalen Idee weit enger verbunden als dem Gedanken der grenzüberschreitenden, ökumenischen Christenheit.

Das ist Vergangenheit. Die evangelische Landeskirche in Württemberg hat durch ihr institutionelles Engagement und auch Engagement von Einzelpersonen deutlich gemacht, dass das „Einander-Sehen“ mit konkreten Ideen und Beteiligungen ausgestattet werden muss. Auf das missionarische Netzwerk, die vielfältigen missionarischen Aktivitäten, wie sie z. B. auf den Landesmissionsfesten zum Ausdruck kommen, kann ich heute nur hinweisen.

So ist uns die europäische Dimension kirchlicher Arbeit ein wichtiges Anliegen, besonders jetzt in Zeiten europäischer Entsolidarisierung und der versuchten Dekonstruktion mancher Rahmenbedingungen. Wir sind hier auf verschiedenen Ebenen beteiligt und beteiligen uns noch: in der Konferenz Europäischer Kirchen (KEK), in der Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa (GEKE), beim Luthertischen Weltbund (LWB) und in der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) – personell wie finanziell. Hinzu kommen Gesprächs- und Konferenzkontakte. Hier möchte ich auch die vielen Partnerschaften auf Gemeinde- und Kirchenbezirksebene hervorheben

In meiner Funktion im Vorsitz der EKD-Kommission für Europafragen sehe ich manche Herausforderungen: Wie gelingt es den Kirchen – die ja jeweils in ihren eigenen nationalen, kulturellen und geistigen Kontexten eingebunden und von ihnen geprägt sind und ja sehr unterschiedlich hinsichtlich ihrer Größe und ihrer Möglichkeiten gesellschaftlichen Engagements sind – Brücken zu einer „gemeinsamen Plattform“ europäisch-kirchlicher Identität zu bauen? Was kann das bedeuten? Die Anregung einer „Europäischen Synodalversammlung“, die auch hier in der Synode engagierte Unterstützung findet, ist weiter im Blick zu behalten. Es ist ein Thema der Friedenserhaltung, des gesellschaftlichen Zusammenhalts, aber auch der geistlichen Orientierung.

Einander sehen, das ist gerade im Bereich der Ökumene eine Grundvoraussetzung. Die vielfältigen Begegnungen im Reformationsjubiläumsjahr 2017 haben unsere Beziehungen vor Ort zur römisch-katholischen Kirche, aber auch zu den orthodoxen und anderen Kirchen der weltweiten Ökumene sehr gefestigt.

Es ist eindrucksvoll zu sehen, wie in unseren Kirchengemeinden und Kirchenbezirken – dort, wo es personell auf beiden Seiten geht – z. T. sehr intensiv zusammengearbeitet wird. In vielen Fragen ist man sich vor Ort einig. Viele Menschen

in unseren Gemeinden drängen nach noch stärkeren Zeichen „sichtbarer Einheit“. Leider sind – trotz jahrelanger, oft jahrzehntelanger Dialogarbeit auf der Ebene der konfessionellen Weltbünde und des Vatikans – manche Türen noch verschlossen. Noch immer geht es dabei um die großen, nicht gelösten Fragen, die einer sichtbaren Einheit der Kirchen im Wege stehen, also vor allem die Amtsfrage und der Kirchenbegriff und damit verbunden die Abendmahlsfrage.⁶ Ich vertraue darauf, dass wir im Rahmen der regionalen Zusammenarbeit gerade hier im Südwesten beziehungsweise in Baden-Württemberg ökumenisch noch einmal neu Schwung nehmen können und weiter Kraft und Energie einsetzen, um das zu gestalten, was derzeit gestaltbar ist. Bischof Fürst und ich haben im Rahmen des Reformationsjubiläums nach dem Gottesdienst „Healing of Memories“ im März 2017 in Biberach eine entsprechende Selbstverpflichtung ausgesprochen. Umso mehr freue ich mich, dass in Meldungen nach der Sitzung der diesjährigen (katholischen) Deutschen Bischofskonferenz von einer größeren Beweglichkeit in Fragen des gemeinsamen Abendmahls von konfessionsverbindenden Ehen ausgegangen werden kann. Schon in vielen Gesprächen zwischen dem Lutherischen Weltbund und dem Vatikan wurde dieses Anliegen aufgenommen. Eine solche größere Beweglichkeit wäre ein ermutigendes Zeichen, gerade auch in der konfessionellen Situation Baden-Württembergs, und auch im Hinblick auf die Familien ein großer Schritt.

Ich weiß, dass diese Überlegungen mit vielen Einschränkungen versehen sind und auch nicht alle Diözesen den Vorschlägen folgen werden. Umso mehr freue ich mich, dass die südwestdeutschen katholischen Bischöfe hierbei immer Vordenker waren. Danke!

Meine viertägige Reise in den Tur Abdin im Südosten der Türkei nahe der syrischen Grenze im Februar dieses Jahres hat mich an die Quellorte der syrisch-orthodoxen Christenheit geführt. Einander sehen: In den wenigen Klöstern gilt es als Hoffnungszeichen, wenn die Tradition nicht abreißt. Wenn in einem Kloster, das schon um 350 n. Chr. gegründet wurde, nun nach 40 Jahren Leerstand wieder ein Mönch lebt und ein zweiter, der übrigens in Deutschland Theologie studierte, hinzukommt – dann ist das ein Signal der Ermutigung. Auch wir wollen die wenigen Gemeinden dort im Blick behalten, sie sollen gesehen werden als frühe Zeugen Jesu Christi, die bis heute ihre Liturgie und Hymnen auf Altaramäisch singen. Sie haben viel Bedrückung und Leid erfahren, leben zwischen Exodus und Standfestigkeit. Dort Christsein heißt: betende Kirche sein, Kirche, die um ihre Tradition weiß, Kirche, die aushält und da ist, und das heißt momentan auch: leidende Kirche sein. Einander sehen und besuchen: Das ist gerade jetzt besonders wichtig. Wir wollen diese Geschwister im Blick behalten, ihnen beistehen und für sie beten. Viele syrische

Dort Christsein heißt:
betende Kirche sein,
Kirche, die um ihre Tradition
weiß, Kirche, die aushält
und da ist.

⁶ Vgl. Lutherischer Weltbund/Päpstlicher Rat zur Förderung der Einheit der Christen (Hg.), Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre. Gemeinsame offizielle Feststellung. Anhang (Annex) zur Gemeinsamen offiziellen Feststellung, Frankfurt/Paderborn 1999.

Christen leben inzwischen auch auf dem Gebiet unserer Landeskirche, nutzen z. T. unsere Kirchen und Gemeindehäuser und zeigen großes ökumenisches Interesse, obwohl sie aus einer ganz anderen Tradition stammen. Ohne unsere eigenen Fragen aufzugeben oder kleinzureden, rücken solche Begegnungen und Eindrücke den eigenen Blick wieder zurecht und ordnen unsere Maßstäbe neu.

Ein Beispiel hierfür ist das Zusammentreffen mit Patriarch Bartholomaios I., der die Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Evangelisch-Theologische Fakultät der Universität Tübingen im Mai 2017 und die daraus resultierenden Begegnungen in unserer Landeskirche ausdrücklich als Zeichen und Symbol der ökumenischen Verbundenheit sieht. Sein Anliegen ist es, die drängenden Fragen der Schöpfungs- und Weltverantwortung so weit wie möglich gemeinsam anzugehen. Einander sehen, Einheit und Ökumene leben, das ist kein Selbstzweck. Einheit ist nötig, weil wir gemeinsame Gaben und Aufgaben haben, die keine Zersplitterung unserer Kräfte dulden.

3.4. Segnung gleichgeschlechtlicher Ehepaare

Auf der vergangenen Synodaltagung ist keine 2/3-Mehrheit zur Annahme eines Gesetzes zur Amtshandlung anlässlich der Eheschließung gleichgeschlechtlicher Paare zustande gekommen. Damit bleibt es bei der bisherigen rechtlichen Regelung in unserer Landeskirche, die eine Segnung im Rahmen der Seelsorge kennt.

Diese Synodalentscheidung hat eine Fülle von Reaktionen ausgelöst. Jeder und jede von den Synodalen, aber auch Mitglieder der Kirchenleitung und ich selbst haben solche Reaktionen erhalten.

Lassen Sie mich zwei Dinge heute klarstellen:

1. Zum Wesen unserer Kirchenverfassung, ja, der innerkirchlichen Partizipation in unserer Landeskirche gehört es, dass Entscheidungen – auch wenn sie der eigenen Überzeugung zuwiderlaufen – respektiert werden. Wenn ein kirchliches Gesetz, das eine 2/3-Mehrheit zur Annahme benötigt, eben diese Mehrheit nicht erlangt, ist es abgelehnt, auch wenn die Mehrheit der Synode für die Annahme gestimmt hat und zur 2/3-Mehrheit nur zwei Stimmen gefehlt haben.

Ich halte es auch nicht für möglich und auch nicht für richtig, wenn Amtsträgerinnen und Amtsträger unserer Landeskirche öffentlich erklären, sich über gegebenes Recht nötigenfalls hinwegsetzen zu wollen. Dies ist zum einen dienstrechtlich problematisch, zum anderen haben alle Pfarrerrinnen und Pfarrer der Landeskirche die Aufgabe, das Amt der Einheit mitzugestalten.

Alle Pfarrerrinnen und Pfarrer der Landeskirche haben die Aufgabe, das Amt der Einheit mitzugestalten.

2. Mit meinen eigenen Äußerungen in unmittelbarer Folge der Synodalentscheidung habe ich die Notwendigkeit betont, an dieser Frage weiterzuarbeiten. Darin sehe ich mich durch die „Einwürfe“ der Sprengelkonferenzen mit den Unterschriften vieler Dekaninnen und Dekane, Schuldekaninnen und Schuldekane und andere Verlautbarungen sowie die Tatsache, dass eine Mehrheit der Synode für eine solche Amtshandlung eingetreten ist, bestätigt und ermutigt.

Lösungen sind zu suchen, die dem Evangelium und damit den Menschen dienen und darin, so meine Überzeugung, der Einheit unserer Landeskirche. Dies meinte ich übrigens, als ich davon sprach, das Einigungswerk sei noch nicht abgeschlossen. Das beweist die seither nicht abreiende Diskussion. Wir dürfen über diese Debatte die Einheit in Christus nicht aus dem Blick verlieren und wir dürfen um der Menschen willen, um die es bei dieser Debatte geht, nicht nachlassen, nach Lösungen zu suchen, die am Ende die Einheit der Kirche stärken und Recht bewahren.

Wir dürfen über diese Debatte die Einheit in Christus nicht aus dem Blick verlieren und wir dürfen um der Menschen willen, um die es bei dieser Debatte geht, nicht nachlassen, nach Lösungen zu suchen, die am Ende die Einheit der Kirche stärken und Recht bewahren.

Faktisch sind der Verständigungsprozess und die Diskussion über die öffentliche Segnung gleichgeschlechtlicher Paare in unserer Landeskirche nicht durch die Synodalentscheidung des vergangenen Herbstes beendet, sondern gehen weiter. Ob dies in dieser Landessynode zu einem erneuten Vorstoß eines neuen Gesetzesentwurfes aus der Mitte der Synode führen wird, wird weiter zu klären sein.

Unabhängig von einem solchen Fortgang der synodalen Debatte sehe ich im Hinblick auf die vielen öffentlichen Äußerungen außerhalb der Synode, welcher enorme Gesprächsbedarf zu diesem Thema in unserer ganzen Landeskirche noch immer besteht. Grundsätzlich begrüße ich es, wenn in unserer Kirche um Fragen des Verständnisses unseres Glaubens gerungen und auch kontrovers debattiert wird. Nun will ich aber doch auch festhalten, dass es mich mit Sorge erfüllt, wenn dieser Prozess ungeregelt verläuft und dabei die Gefahr birgt, Gräben eher zu vertiefen, als Brücken zu bauen.

Daher haben wir noch einmal in den Blick zu nehmen, ob und wie wir einen gesamtkirchlichen Verständigungsprozess in einem geordneten Verfahren herbeiführen wollen und wie wir es können. Auf jeden Fall geht es mir darum, in den nächsten Wochen weitere Gespräche zu führen, um dann auch in der Öffentlichkeit unserer Landeskirche und der Gesellschaft zu kommunizieren, was derzeit möglich ist und was nicht. Dafür benötigen wir alle noch etwas Zeit. Ich werde daher eine zweite Kommunikationsrunde starten.

Einander sehen! Dazu sind wir als von Gott Gesehene berufen.

1. Die Diskriminierung von Minderheiten in unserer Gesellschaft

In diesem Jahr finden die Internationalen Wochen gegen Rassismus vom 12. bis 25. März unter dem Motto „100 Prozent Menschenwürde. Zusammen gegen Rassismus“ statt. Nach Information des Vorstands der „Stiftung für die Internationalen Wochen gegen Rassismus“ Jürgen Miksch gab es in Deutschland im Jahr 2017 über 2.200 tätliche Angriffe auf Geflüchtete. 1.500 gemeldete Straftaten seien antisemitisch und über 1.000 antimuslimisch motiviert gewesen. Liebe Synode, das ist alarmierend.

a. Antisemitismus

Zum einen müssen wir beklagen, dass auch heute, ein Dreivierteljahrhundert nach Ende der NS-Herrschaft, das Thema Antisemitismus weiterhin eine gesellschaftliche Realität ist.

Im Vorwort einer kleinen Veröffentlichung der EKD, die mitverantwortet wird von der Union Evangelischer Kirchen in der EKD (UEK) und der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche in Deutschland (VELKD), heißt es: „Das Thema Antisemitismus ist aktuell – wieder oder immer noch. Leider. Antijüdische Ressentiments und Parolen begleiteten in den zurückliegenden Jahren die Debatten um Beschneidung und die Proteste gegen den Gaza-Krieg 2014. Sie mischen sich häufig in die Beurteilung der Politik des Staates Israel und prägen die Haltung vieler Zuwanderer, die nach Deutschland kommen.“

Schon mit diesem kurzen Zitat wird deutlich, wie vielschichtig und herausfordernd für uns das Thema ist. Nach eigenen Irrwegen und schwierigen Neubereinigungen – auch in unserer Landeskirche – kann heute festgestellt werden, ich zitiere noch einmal die EKD-Veröffentlichung: „Heute bekennt die Evangelische Kirche in Deutschland klar und unmissverständlich: Christlicher Glaube und Judenfeindschaft schließen einander aus.“

Ich freue mich, dass mit Herrn Landesrabbiner Netanel Wurmser, aber auch der Repräsentanz und dem Vorstand der Israelitischen Religionsgemeinschaft immer wieder Begegnungen und Austausch möglich sind. Doch eben hier müssen wir leider auch aus den Gesprächen erfahren, dass immer wieder antisemitische Vorfälle geschehen, auch in unserem Land.

Es ist wichtig, dass wir als Kirche in dieser Sache klar positioniert sind und bleiben: Antisemitismus hat keinen Raum bei uns. Auch diejenigen unter uns, die in enger Verbindung mit unseren palästinensischen christlichen Schwestern und

Brüdern stehen – das sind ja viele von uns – und um deren Not und Probleme wissen, und damit gewiss auch um kritische Aspekte der Politik der gegenwärtigen Regierung des Staates Israel, werden jeden Versuch abwehren, diese Fragen und Probleme antisemitisch zu untermalen.

Leider gibt es derzeit in Deutschland viele Politikerinnen und Politiker am rechten Rand des Meinungsspektrums. Ihnen müssen wir unseren Widerstand gegen Rassismus und Antisemitismus deutlich zeigen – um Jesu Christi und der Menschen willen.

Leider lassen sich gefährliche Allianzen von Rechten und einzelnen Migranten an dieser Stelle beobachten. Gerade als eine flüchtlingsbereite Kirche, die wir sein sollen, werden wir auch den Menschen, die zu uns kommen, deutlich von unserer eigenen Lerngeschichte erzählen und auch hier dafür eintreten, dass Antisemitismus bei uns keinen Platz hat. Ich begrüße es an dieser Stelle ausdrücklich, dass die Landesregierung beabsichtigt, einen Antisemitismusbeauftragten einzusetzen, und biete an dieser Stelle unsere Zusammenarbeit an.

b. Antiziganismus

Zum anderen möchte ich den Blick der Kirche und der Gemeinden verstärkt auf eine weitere Gruppe lenken, die bis in unsere Tage hinein großen Vorurteilen und Diskriminierungen im alltäglichen Leben ausgesetzt ist. Aktueller Anlass ist ein trauriger Jahrestag. Als sogenannte „Zigeuner“ wurden diese Menschen unter den Nationalsozialisten verfolgt, entrechtet und im März 1943, vor genau 75 Jahren, nach Auschwitz-Birkenau verschleppt – mehr als 456 Menschen allein aus Baden-Württemberg wurden dort ermordet, insgesamt verloren eine halbe Million Sinti und Roma in den Konzentrationslagern ihr Leben. Damit geschah eine ungeheure Verletzung der von Gott selbst verliehenen Menschenwürde. Auch die Kirchen waren aktiv und passiv an der Verfolgung der Sinti und Roma, die zum Großteil ihre eigenen Glaubensgeschwister waren, beteiligt – durch den Verrat ihrer Namen und die Verweigerung, sie vor der Verfolgung zu schützen. Bis heute leiden die Familien der Ermordeten und die Überlebenden unter dem, was ihren Familien angetan wurde. Am Jahrestag der größten Deportation, am 15. März dieses Jahres, Donnerstag nächster Woche, gedenken wir ihrer in einem gemeinsamen ökumenischen Gottesdienst in Zusammenarbeit mit Sinti und Roma in der Stuttgarter Stiftskirche und an der Gedenkstätte am Nordbahnhof.

Im Jahre 2013 haben wir in der Synode in Biberach als Landeskirche den Anteil der Kirchen an der Diskriminierung und Verfolgung der Sinti öffentlich als Schuld bekannt und dafür um Vergebung gebeten. Seit 18 Jahren ist der Arbeitskreis „Sinti/Roma und Kirchen in Baden-Württemberg“ tätig – an die Erfahrungen dieses Arbeitskreises, der als beispielhaft in ganz Deutschland angesehen wird, knüpfen seit der Tagung über Antiziganismus in der Evangelischen Akademie Bad Boll im vergangenen Dezember nun auch Kirchen der ganzen EKD mit dem Ziel der Gründung eines bundesweiten Netzwerks an. Es

ist meine dringliche Bitte an alle unsere Gemeinden, sich dieser Aussage aus dem Jahr 2013 zu erinnern und innerlich an diesem Gedenktag 2018 Anteil zu nehmen.

2. Umgang mit Fällen von Missbrauch im Bereich der Landeskirche

Wir bedauern zutiefst, dass Kinder und Jugendliche Opfer sexualisierter Gewalt geworden sind – durch Mitarbeitende oder durch das institutionelle Versagen einer Körperschaft oder Einrichtung in der Evangelischen Landeskirche beziehungsweise im Diakonischen Werk Württemberg.

Mein herzlicher Dank gilt der unabhängigen Kommission, die heute noch sprechen wird. Ich will hier meinen Dank für die Leistungen in Anerkennung ihres Engagements aussprechen. Die Kommission bilden der Vorsitzende Wolfgang Vögele, Richter am Landgericht a. D., Marie-Luise Stöger, ehemalige Geschäftsführerin und Leiterin der Fachberatungsstelle Wildwasser Stuttgart e. V., und Hans Fischer, Diakon und ehemaliger Leiter von Jugendhilfeeinrichtungen der Diakonie. Diese Kommission, die von mir eingesetzt wurde, arbeitet im Auftrag der Evangelischen Landeskirche in Württemberg und des Diakonischen Werks Württemberg seit Beginn 2016 und hat bereits mehr als 80 Antragstellenden die Anerkennungsleistung von je 5.000 Euro zugesprochen.

Sie leistet einen wichtigen Beitrag, indem sie Leid der Betroffenen wahrnimmt, ihnen Gesprächsmöglichkeiten anbietet und das Unrecht der Täter und Täterinnen verurteilt. Um Opfer sexualisierter Gewalt zu unterstützen und Leistungen in Anerkennung ihres Leids zu gewähren, dazu dient eine kleine Handreichung, der wir eine weite Verbreitung wünschen. Sie steht als Flyer zur Verfügung.

Mit den Kommissionsmitgliedern bin ich in gutem Austausch und erfahre dort – manchmal kann man es schier nicht mehr ertragen –, welchen Schicksalsschlägen, Belastungen und Traumatisierungen Betroffene ausgesetzt sind. Und ich weiß auch um die Mühen, die dieses Thema für all die bedeutet, die diese wichtige Aufarbeitung für unsere Landeskirche leisten. Deswegen spreche ich Ihnen meine Hochachtung aus und danke herzlich für diese Arbeit!

3. Waffenexport und Rüstungsmesse

Das Thema der Aufrüstung und des Waffenexports ist leider weiterhin höchst aktuell. Akut gibt mir die in der Messe Stuttgart stattfindende Internationale Militär- und Waffentechnikmesse ITEC vom 15. bis 17. Mai 2018 Anlass, noch einmal klar Stellung zu beziehen.

Es gibt hierzu vonseiten der Kirchen in ökumenischer Einstimmigkeit nur eines zu sagen: Wir sind dem Frieden verpflichtet und damit der weltweiten Gerechtigkeit. Die Perfektion von Waffen und Kriegstechniken hingegen führt nicht zu einer

Lösung der uns weltweit bedrängenden Probleme. Die alte Vision „Schwerter zu Pflugscharen“ begleitet uns immer noch.

Im Jahr 2018, hundert Jahre nach Ende des Ersten Weltkrieges, rufen wir auf zu verstärkten Bemühungen um die Bekämpfung von Kriegsursachen wie Armut, Hunger, Mangel an Demokratie. Wenn wir heute in den Kontexten globaler Probleme glaubhaft Kirche sein wollen, dann müssen wir Kirche des gerechten Friedens werden.

Unsere Synode hat sich in diesem Sinne mehrfach deutlich positioniert. In der Erklärung der Evangelischen Landeskirche in Württemberg zu deutschen Rüstungsexporten vom November 2016 fordern wir die Beschränkung von Waffenexporten, das Exportverbot von Kleinwaffen zu militärischen Zwecken und die Stärkung von Friedensbildung und ziviler Konfliktbearbeitung und verpflichten uns als Kirche und Einzelne selbst zu einer Stärkung von Friedensbildung und Friedensarbeit, zur Initiierung eines runden Tisches für Rüstungskonversion – dieser wurde bereits von Herrn Oberkirchenrat Prof. Dr. Ulrich Heckel gegründet – und zum Anstoß einer öffentlichen Diskussion über ein Exportverbot von Kleinwaffen. Wir haben in der letzten Herbstsynode zudem beschlossen, uns der „Aktion Aufschrei – Stoppt den Waffenhandel“ inhaltlich anzuschließen.

Wie auch unsere ökumenischen Geschwister fordern wir von den Verantwortlichen der Landesmesse Stuttgart, den Vertretern des Landes Baden-Württemberg und der Stadt Stuttgart, diese Ausstellung am besten jetzt noch abzusagen, auf jeden Fall aber die Landesmesse künftig nicht für die ITEC und andere Rüstungs- und Waffenmessen zur Verfügung zu stellen.

Vor wenigen Wochen besuchte ich das Grenzgebiet zwischen der Türkei und Syrien, wissend, dass nicht weit entfernt deutsche Waffen – auf beiden Seiten – eingesetzt werden: An einem solchen Ort wird einem dieser Irrsinn besonders deutlich. Ich möchte, dass Stuttgart weiter Bibel-Hauptstadt bleibt und keine Show-Stadt für moderne Waffensysteme wird.

Schluss

„*Sehen und gesehen werden*“: Dieser sehr menschliche Satz, der auf den roten Teppichen wie denen der Oscar- oder Berlinale-Preisverleihungen gültig ist, bekommt für uns als Christinnen und Christen in umgekehrter Reihenfolge einen anderen Sinn: „*gesehen werden – und sehen!*“

Gott sieht uns an, und wir sehen die anderen. Wir sehen sie als Gottesgeschöpfe und Kinder Gottes. Das hat Folgen für unser innerkirchliches und nach außen gerichtetes Handeln.

Herausgeber: Evangelisches Medienhaus GmbH, Augustenstraße 124, 70197 Stuttgart,
im Auftrag des Evangelischen Oberkirchenrats, Stuttgart
Redaktion: Oliver Hoesch, Georg Eberhardt, Stefanie Heimann, Dr. Jan Peter Grevel
Titelbild: Fotolia.com © by-studio
Gestaltung und Herstellung: Evangelisches Medienhaus GmbH, Stuttgart

Bestelladresse: Evangelisches Medienhaus GmbH, Augustenstraße 124, 70197 Stuttgart
Telefon 0711 22276-26 | Fax 0711 22276-43
info@evmedienhaus.de | www.evmedienhaus.de



EVANGELISCHE LANDESKIRCHE
IN WÜRTTEMBERG